

Viertes Buch.

(1758.)

Nachdem beide Kriegsführende Theile neue Entwürfe gemacht und neue Kräfte gesammelt hatten, wurde der Feldzug vom Jahre 1758 eröffnet. Die Russen waren die ersten auf der Kriegsbühne. Fermor erhielt jetzt das Commando und gemessene Befehle, Preußen zu besetzen, welches auch noch mitten im Winter geschah. Friedrich, der an dem weitem Vorrücken dieser Feinde jetzt nicht zweifelte, und dessen durch so viele Schlachten zusammengeschmolzene Armeen wieder im besten Stande und mit allen Bedürfnissen im Ueberfluß versehen waren, wünschte, ehe er sich gegen die Russen wandte, etwas Entscheidendes gegen die Oesterreicher auszuführen, und richtete deshalb sein Augenmerk auf Mähren, obwohl die Schwierigkeiten eines Feldzugs in diesem Lande weit größer waren. Er machte jedoch den Anfang seiner Operationen mit der Belagerung von Schweidnitz, die er selbst mit der Haupt-Armee deckte. Die Oesterreichische Besatzung dieser Festung, die man den ganzen Winter blokirt gehalten, war bis auf 5200 Mann geschmolzen. Die Laufgräben wurden nun in den ersten Tagen des Aprils bei einer noch sehr rauhen Witterung eröffnet. Das Belagerungs-Corps, das der General Treskow commandirte, war nur 6000 Mann Infanterie, und 4000 Mann Cavallerie stark, die wirkliche Dienste thun konnten. Diese geringe Anzahl Soldaten erschwerte die Unternehmung außerordentlich, dennoch ging der Sturm vor sich, mit geringem Verlust, und dem besten Erfolg. Man erstieg die vornehmsten Forts, und nun wurde die Festung nach einer sechszehntägigen Vertheidigung den Preußen überlassen, wobei sich die Oesterreichische Besatzung zu Kriegsgefangenen ergab.

Nun kam die Reihe belagert zu werden an Olmütz. Diese Festung war mit einer Besatzung von 8000 Mann und mit allen Bedürfnissen versehen, um eine Belagerung lange auszuhalten; hiezu kam ein Commandant, der General Marschall, ein Mann von Erfahrung, von Muth und Entschlossenheit. Man mußte also eine tapfere Gegenwehr erwarten.

Die vielen Schwierigkeiten, die mit einem Einfall in Mähren verbunden waren, wurden noch dadurch vermehrt, daß die nächsten Preussischen Magazine achtzehn Meilen von Olmütz entfernt waren; dennoch wurden alle Hindernisse überstiegen. Der König machte Niene nach Böhmen zu gehn, täuschte aber den Feind, und drang in Mähren ein. Die feindlichen Corps, welche die Unternehmung hemmen wollten, wurden zurückgeschlagen, die besten Stellungen von den Preußen genommen, und die Belagerung förmlich angefangen. Der Commandant machte die wirksamsten Vorkehrungen zur Vertheidigung, verbesserte in der Geschwindigkeit die Festungswerke, vermehrte seinen Proviant, schaffte die unnützen Einwohner aus der Stadt, und ließ die Vorstädte niederreißen. Feldmarschall Keith commandirte das Belagerungs-Corps. Gleich die ersten Maaßregeln der Belagerer aber deuteten auf einen unglücklichen Erfolg. Der Ingenieur-Oberst Balby, ein Franzose, der, wie bei Schweidnitz, so auch hier die Belagerung anordnete, machte dabei die außerordentlichsten Fehler, wodurch alles in die Länge gezogen wurde. Der erste Laufgraben der Belagerer war 1500 Schritt von der Festung, eine Entfernung, die alles Schießen unnütz machte. Man rückte nach und nach näher, trotz der Ausfälle und des heftigen Feuers der Belagerten, und beschuß die Stadt aus achtzig Stücken Geschütz. Dann kam indessen an, und da die Preußen wegen des Flusses Morava die Festung nicht völlig einschließen konnten, so fand der Oesterreichische Feldherr Mittel, noch 1200 Mann hinein zu werfen. Der König hatte die Ankunft dieses Heeres so bald noch nicht erwartet, daher er bei dessen Anblick voll Verwunderung ausrief: „Da sind ja die Oesterreicher! Sie lernen marschiren.“

Die Erfordernisse, eine Belagerung anzufangen und fortzusetzen, sind nach der heutigen Kriegskunst außerordentlich; bei der gegenwärtigen bedurfte man täglich bloß zu Pulver und Kugeln die Ladung von mehr als vierhundert Wagen. Die Zufuhr des Proviantes und anderer Bedürfnisse für die Preußen wurde auch beständig in Kleinern und größern Transporten fortgesetzt. Sie kamen fast alle glücklich an; allein die Belagerung erforderte weit mehr; besonders war bald an

Munition Mangel, die man wegen der fehlerhaften entfernten Laufgräben so unnütz verschwendet hatte; daher benutzte alles auf einem großen Transport von mehr als 3000 mit Munition und Proviant beladenen Wagen, der aus Schlessen über Troppau erwartet wurde. Die Ankunft desselben zu verhindern war Dauns Haupt-Augenmerk, da er Dmütz retten wollte, ohne mit dem König zu schlagen; wozu er vermöge seines vorsichtigen Characters sehr selten geneigt war, und daher auch durch gut gewählte Stellungen sich gegen jeden Angriff gesichert hatte. Er benutzte die Stärke seiner Armee, verschiedene Corps auszuschieken, und die Landstraßen und Gegenden wohl zu besetzen, wo der Transport durchkommen mußte. Es fielen große Scharmützel vor; das Glück trat bald auf diese, bald auf jene Seite, allein in der Hauptsache wurde dadurch nichts geändert.

Friedrich wandte alles an, was ihm seine Lage als Belagerer, und die Schwäche seines Heers nur erlaubte, um den so entscheidenden Transport glücklich in die Hände zu bekommen. Der Oberst Mosel, ein erfahrner Officier, commandirte die Bedeckung desselben. Sein Corps war 9000 Mann stark, und mit diesem trat er den Marsch an, der aber wegen des erstaunlichen Trains (Fuhrwesens) sehr langsam und beschwerlich war. Ueberdies waren die Wege, die zur Preussischen Armee führten, wegen der beständigen Zufuhr und des eingefallenen Regenwetters so sehr verdorben, daß die Fuhrwerke alle Augenblicke stecken blieben, und der Zug dadurch aufgehalten und getrennt wurde. Mosel mußte daher von Zeit zu Zeit Halt machen; dennoch blieb ein Drittel des ganzen Zuges zurück. Er konnte auf diesen nicht warten, sondern setzte unter beständigen Angriffen seinen Marsch fort, der durch Hohlwege und bei feindlichen Batterien vorbeiging. Hier erwartete Laudon den Transport. Seine Kroaten, in einem Walde postirt, griffen die Preußen mit großer Hitze an; diese aber drangen in den Wald, schlugen den Feind zurück, und machten noch dazu einige hundert Gefangene.

Indessen war während dieses Gefechts der Zug selbst in die größte Verwirrung gerathen. Die Bauern, welche die Wagen führten, geriethen gleich bei den ersten Kanonenschüssen in ein solches Schrecken, daß sie alles zurückließen, und

und sich zerstreuten. Viele machten ihre Vorspann-Pferde los, und eilten davon. Ein großer Theil derselben kam nicht mehr zum Vorschein, sondern floh geradezu nach Hause; ja viele Wagen kehrten ohne weiteres Bedenken um, und fuhren nach Troppau zurück. Mosel half dieser greulichen Unordnung ab, so gut es ihm möglich war, und setzte seinen Marsch fort. Der König schickte ihm den General Zietzen entgegen, der sich auch glücklich mit ihm vereinigte; allein es waren nicht mehr die Hälfte der Wagen vorhanden, und von diesen konnten viele nicht fort, aus Mangel an Knechten, die zerstreut waren. Ein neuer Halt war durchaus nöthig. Diese kostbare Zeit benutzten die Oesterreicher, um 25,000 Mann auserlesener Truppen in die Gebüsch bei Domsädtel zu postiren. Die drei ausgezeichneten Befehlshaber, Laudon, Janus und Ziskowitz, waren ihre Anführer. Kaum hatte der Zug diese Gebirgspässe erreicht, so wurde er von allen Seiten angegriffen. Man feuerte mit Kanonen auf die Wagenburg, schoß die Pferde todt, sprengte die Pulverwagen in die Luft, und setzte alles in die schrecklichste Verwirrung. Die Preußen verloren jedoch den Muth nicht, sondern wehrten sich zwei Stunden lang in der allernachtheiligsten Lage. Sie waren in einzelnen Haufen, und überdies zu sehr zerstreut, um die ungeheure Wagenlinie zu decken; der Feind aber konnte sich nach Gefallen zusammenziehen, und griff daher in ganzen Colonnen an. Durch dieses Mittel wurden die Preußen endlich überwältigt, und der ganze Transport auseinander gesprengt. Zietzen wurde mit einem Theil der Bedeckung abgeschnitten, und war gezwungen, sich unter beständigem Fechten nach Troppau zurückzuziehen. Der General Krokow sammelte nun die übrigen Truppen, und 250 Wagen, mit denen er glücklich ins Königliche Lager eintraf. Unter diesen befanden sich sieben und dreißig Wagen mit Gelde beladen, wovon kein einziger eine Beute der Feinde wurde.

Alle Tapferkeit von Seiten der Preußen war bei einem so ungleichen Gefecht fruchtlos gewesen; denn es war nicht schwer, einen Transport zu zerstreuen, der eine Wagenlinie von drei bis vier Deutschen Meilen formirte, und wo die Truppen durch ungeheure Zwischenräume von einander abge-

sondert waren. In dieser Lage thaten die Preußen alles, was man nur von den tapfersten Kriegeren erwarten konnte. Es waren bei dem Transport eine Menge Rekruten, Jünglinge von achtzehn bis zwanzig Jahren, aus den Regiments-Cantons in der Mark und Pommern ausgehoben, die nie einen Feind gesehen hatten, und hier wie Römer fochten. Von 900 derselben wurden nur 65 gefangen, und einige verwundet, die übrigen deckten mit ihren Körpern die Wahlstatt.

Die unmittelbare Folge dieses Verlustes war das Ende der Belagerung von Dlmütz, die nie hätte unternommen werden sollen; denn, abgesehen davon, daß die Preußen damals überhaupt in Belagerungen nicht glänzten, und Friedrich diese Gattung der Kriegs-Operationen nicht sehr liebte, war selbst bei dem glücklichsten Erfolg wegen des Anzuges der Russen eine Behauptung dieser Festung unmöglich, und der Verlust der darin gelassenen Besatzung nach Entfernung der Preussischen Armee ganz unvermeidlich. Der verlorene Transport wurde daher auch von den Preußen wenig beklagt, da jedermann die Aufhebung der Belagerung wünschte. Dies führte der Feldmarschall Keith mit der größten Klugheit und Behutsamkeit aus, so daß er ungehindert alles Geschütz, alle Wagen mit Lebensmitteln, ja selbst die Kranken fortschaffte; nur dreißig der schwächsten wurden der Großmuth des Feindes überlassen. Auch zwei Mörser und eine unbrauchbare Kanone blieben zurück, gleichsam zum Andenken, daß Dlmütz belagert worden war. Friedrich machte abermals seinen Generalen durch eine Rede seine mißliche Lage bekannt, und das große Vertrauen, das er auf die Tapferkeit seiner Truppen setzte, von denen er hoffte, daß sie den Feind zurückschlagen würden, selbst wenn er auf die höchsten Berge postirt, und in Batterien vergraben seyn sollte. Dann wollte dem König den Rückzug versperren, der wegen der Menge Geschütz, wegen der unwegsamen steilen Gebirge, der Hohlwege, und der vortheilhaften Stellungen des sehr überlegenen Feindes, ganz unüberseigliche Schwierigkeiten zeigte. Es war nicht denkbar, daß auf einem solchen Wege eine mit Belagerungs-Geschütz, Pontons, und 4000 Wagen beladene Armee fortkommen könnte. Dann besetzte alle Pässe, die aus Mähren nach Schlessen führten, und glaubte die Preußen

schon alle gefangen zu haben; allein Friedrich, der immer Cäsar beim Einmarsch, und Fabius beim Rückmarsch war, wandte sich plöblich, nahm seinen Marsch nicht nach Schlessen, sondern nach Böhmen, vertheilte seine Armee in verschiedene Corps, lebte allenthalben auf Kosten des Feindes, und so kam er nach Uebersteigung der grössten Hindernisse in den schreckhaften Gebirgen, und nach vielen lebhaften Scharmüheln, über Glas nach Schlessen. Laudon besonders hatte ihn unaufhörlich verfolgt; allein dieser Feldherr, durch seine Hitze verleitet, fiel eines Tages bei Königgrätz in einen Preussischen Hinterhalt, wobei er viele Leute verlor. Keith deckte die Belagerungs = Artillerie, und die 4000 Wagen. Auch dieser ungeheure Zug passirte glücklich die hohen Gebirge und eine Kette von Hohlwegen, ungeachtet der verfolgenden Feinde. Nichts ging verloren, auch nicht ein einziger Wagen. Diese Kriegshandlung, vielleicht die einzige ihrer Art, war allen Nationen unbegreiflich; die Oesterreicher besonders setzten ihrem Mißvergnügen über Daun keine Gränzen; nur allein der angenehme Gedanke: Mähren und Böhmen sind befreit, und der Feind ist weit entfernt! beruhigte endlich die Gemüther.

Der Offensiv = Krieg gegen die Oesterreicher hatte für jetzt ein Ende; denn die nun im Mittelpunkt von Friedrichs Staaten eingedrungenen Russen erforderten die schnelligsten Maassregeln, sie zurück zu treiben. Sie waren bereits im Januar unter des Generals Fermor Anführung nach Preussen zurückgekehrt, und da sie das Königreich ganz leer an Truppen fanden, so hatten sie es jetzt ohne Schwerdschlag in Besitz genommen.

Fermor hielt einen triumphirenden Einzug in Königberg. Es wurde, so wie an einem Freudenfeste, mit allen Glocken geläutet, und Trompeten und Pauken ließen sich von den Kirchthürmen den ganzen Tag hören. Die betäubten Einwohner, denen die vorjährigen Russischen Greuel noch in frischem Andenken waren, fleheten nun um den Schutz der Kaiserin. Die Antwort des Feldherrn ist merkwürdig. Er sagte: Es ist ein Glück für Sie, meine Herren, daß meine allergnädigste Monarchin dies Königreich in Besitz genommen hat. Es kann Ihnen unter Ihrem sanften

„Scepter nicht anders als glücklich ergehen, und ich werde mich bemühen, alle hiesigen Verfassungen, die ich vollkommen und unverbesserlich finde, in ihrem Gange zu erhalten.“ Er fertigte sofort einen Courier mit den Schlüsseln der Stadt nach Petersburg ab, und gab dem Adel Audienz; hierauf folgten prächtige Gastmähler. Von nun an betrachteten die Russen das Königreich Preußen als ihr Eigenthum, das sie im Frieden zu behalten hofften, und man muß gestehn, daß sie es den übrigen Krieg hindurch mit einer beispielwürdigen Schonung behandelten. Es wurde sogar im ganzen Königreich von den Kanzeln abgekündigt, daß, wer über die Russischen Soldaten nur irgend eine Klage zu führen hätte, solche bei der Kriegs-Kanzlei in Königsberg anbringen sollte, wo die schleunigste Genugthuung erfolgen würde.

Die Glieder von allen Königlichen Collegien mußten nun in der Schloßkirche einen Eid schwören, daß sie nichts wider das Interesse der Kaiserin von Rußland, weder öffentlich, noch heimlich vornehmen wollten. Den Kranken wurde der Eid in ihren Wohnungen abgenommen. Das Consistorium erhielt Befehl, für die Kaiserin in den Kirchen beten zu lassen, und selbst das Formular des Gebets wurde dazu gegeben. Endlich mußte der Adel sowohl als die Bürgerschaft auch den Eid in dazu bestimmten Kirchen leisten. Russische Officiere führten sie dahin, und präsdirten bei der Ceremonie. Man machte die Russischen Staatsfeste bekannt, die durch Gottesdienst und Unterlassung der Arbeit gefeiert werden sollten; dabei wurden aber auch alle Verfügungen getroffen, um das Commerz, die Posten, und andre gemeinnützige Gegenstände ungestört zu lassen. Diese Huldigung, die keine bloße Besitznehmung, sondern eine förmliche Eroberung bezeichnete, beleidigte den König, daher der Magistrat von Dresden, so wie der von Pirna, von Freiberg und von andern Städten ihm nun auch den Huldigungseid schwören mußten.

Die Russen erbeuteten in Königsberg und Pillau acht und achtzig eiserne Kanonen, nebst einer beträchtlichen Anzahl Kugeln und Bomben, desgleichen einige hundert Fässer Pulver. Nie wurde ein Königreich leichter erobert als jetzt

Preußen, aber auch nie betrugten sich barbarische Krieger im Taumel ihres Glücks mit mehr Mäßigung. Der Wiener Hof, um diese mühlose Eroberung zu belohnen, ernannte Fermor zum Reichsgrafen, und die Russische Monarchie bestätigte alle seine Verfügungen.

Die Einwohner von Preußen schienen bei dieser unerwarteten Schonung ihren König zu vergessen, und schmiegen sich ruhig unter das Joch seiner Feinde. In Königsberg besonders that man mehr, als erforderlich war. Am 21sten Februar, als dem Geburtstage des Großfürsten Peter, wurde die Stadt erleuchtet, ein Feuerwerk abgebrannt, und die Universität bat um Erlaubniß, im öffentlichen Hofsaal eine Rede auf diesen Russischen Thronerben zu halten. Dergleichen Erleuchtungen, auf Kosten der Königsberger, mit Ehrengerüsten und andern Schaugeprängen verbunden, wurden von nun an bei den Russischen Staatsfesten hier gewöhnlich, und obgleich politische Rücksicht und Befehle weit mehr Antheil daran hatten, als der gute Wille, so konnte Friedrich doch dies Betragen nicht vergessen, und nie in seinem ganzen übrigen Leben betrat er sein Königreich Preußen wieder. Alles ging jetzt ruhig. Die Verwaltung aller Zweige der Staatswirthschaft und der Landesregierung wurde unverändert fortgesetzt. Die Einkünfte fielen den Eroberern zu; jedoch wußten die Häupter der Collegien eben so wie in Sachsen Mittel zu finden, ihrem Monarchen von ihrer Treue und ihrem Diensteifer thätige Beweise zu geben. Diese Mittel blieben den Russen ein Geheimniß. Fermor schloß endlich Preußen mit seiner Armee, der auf 30,000 Schlitten der Proviant zugeführt wurde, und nahm seinen Zug nach Pommern und der Mark. Jetzt aber waren diese Eroberer, sobald sie über die Gränzen des Königreichs Preußen kamen, nicht mehr durch höhere Befehle in Zaum gehalten, daher bezeichneten, so wie im vorigen Jahre, Blut und brennende Dörfer ihren Pfad in diesen beiden unglücklichen Provinzen.

Die Dohnasche Armee, zur Vertheidigung von Pommern bestimmt, hatte vor Ankunft der Russen die Schweden ganz in die Enge getrieben, und hielt selbst Stralsund blockirt. Alle diese Vortheile aber wurden vernichtet, da die neuen

Feinde aus Norden anrückten. Die Operationen dieses Russischen Heeres waren wegen Herbeischaffung der Lebensmittel und der Anlegung der Magazine sehr verzögert worden. Es war nicht genug, daß die Russen Meister von der Weichsel waren, sie mußten es auch von der Warthe seyn. Posen, die Hauptstadt in Groß-Polen, wurde daher von ihnen in Besitz genommen; ein gleiches geschah mit Elbing und Thorn; auch Danzig wollten sie besetzen, und zum Haupte-Waffenplatz machen, allein der Versuch mißglückte. Die Einwohner dieser damals sehr Preussisch gesinnten Stadt erklärten sich förmlich wider das Ansinnen, den Russen ihre Außenwerke zu überlassen, und machten Anstalten, sich im Nothfall der Gewalt zu widersetzen. Es kam jedoch nicht dazu. Die Russen hatten keine Zeit zu verlieren. Ihr Augenmerk war auf das Innere der Preussischen Staaten gerichtet, wohin Fermor seinen Marsch fortsetzte. Er drang mit 80,000 Mann in Pommern und in die Neumark ein, und fing an Cüstrin zu belagern.

Der General Dohna, der die Blokade von Stralsund aufgehoben hatte, um sich den Russen zu nähern, konnte mit seiner schwachen Armee die Belagerung nicht hindern. Das System der Russischen Truppen war, zu sengen und zu brennen. Die unglückliche Stadt wurde daher gleich den ersten Tag in einen Aschenhaufen verwandelt. Die Bomben und glühenden Kugeln fielen in solcher Menge, als ob es Feuer vom Himmel regnete. Von allen Seiten stürzten die Häuser zusammen, und erschlugen Menschen. Kein Löschen war denkbar, und kein Rettungsmittel übrig, als die schleunigste Flucht. Alles was nur kriechen konnte, machte sich auf den Weg; die Säuglinge an der Brust ihrer verzweiflungsvollen Mütter, die Kranken in Betten gehüllt; denn kaum hatten diese Unglücklichen Zeit, von allem entblößt, das Feld zu erreichen. Sie stoben über die Pder unter lautem Jammer und Wehklagen, und sahen traurig den Rauch an, der von ihren verbrannten Habseligkeiten in die Wolken stieg. Viele kamen in den Flammen um; andre wurden von den Ruinen zerschmettert, oder erstickten in den Kellern, wo sie von Furcht gedrängt Schutz suchten. Eine große Anzahl Bewohner der umliegenden Gegenden, ja selbst entfernte wohl-

habende Edelleute und Bürger hatten in dieser Festung ihre besten Sachen vor der Raubsucht der Kosaken in Sicherheit gebracht; es waren deren eine erstaunliche Menge und von großem Werth, die aber jetzt auch vor den Flammen verzehrt wurden. Auch ein ungeheures Magazin ging dabei in Rauch auf, und so sehr wüthete das Feuer, daß die Kanonen in den Zeughäusern schmolzen, wobei die gefüllten Patronen für Musketen und Kanonen, nebst den geladenen Bomben und dem großen Pulver-Vorrath mit dem entseßlichsten Getöse in die Luft gingen. Ein Schauspiel dieser Art, wo in wenigen Stunden alles in der Natur schreckliche zusammengehäuft wurde, war bis zu diesem Tage, dem 13ten August, vielleicht noch nie in einem Kriege gesehen worden; auch verloren mehrere Einwohner ihre Besonnenheit, und glaubten im Ernst den jüngsten Tag erlebt zu haben. Die Absicht der Feinde war, daß durchaus nichts vom Eigenthum der armen Einwohner gerettet werden sollte; den sie führen mit dem Werfen der Brand-Granaten fort, da das Feuer schon in allen Winkeln des Orts wüthete. Endlich hörte man gegen Abend mit dem unnützen Bombardement auf. Fernor selbst aber befahl in der Nacht die noch vorhandenen Granaten auch in die Stadt zu werfen, weil, wie er selbst sagte, man sie in diesem Feldzuge doch nicht mehr brauchen würde; die Kanonenkugeln aber sollte man bis zur Schlacht sparen.

Die Russen schienen weniger auf Eroberung als auf Verheerung zu denken; denn nur allein die Stadt war von ihnen so grausam bombardirt worden, aber nicht die Festung, die man erst zwei Tage nachher zu beschießen anfing. Auch wurde der Commandant, der Oberst Schack, erst am vierten Tage zur Uebergabe aufgefordert, mit der Bedrohung zu stärmen, und die ganze Besatzung niedersäbeln zu lassen, wenn man die Festung nicht sofort übergäbe. Die Antwort des Commandanten war: „Die Stadt ist zwar nichts mehr, als ein Steinhaufen, die Magazine sind verbrannt, aber die Festung selbst ist noch im besten Stande, und die Garnison hat nichts gelitten, ich werde mich daher bis auf den letzten Mann wehren.“ Er vertheidigte sich auch auf dem Schutthaufen, allein ohne große Einsicht zu zeigen. Als er sich deshalb bei dem König entschuldigen wollte, antwortete

dieser: „Ich bin selbst schuld; warum habe ich Ihn zum „Commandanten gemacht?“

Der gedrohte Sturm auf Cüstrin unterblieb jedoch; denn alle Aufmerksamkeit der Russen war auf den herannahenden König gerichtet. Dohna, der die bedrängte Festung zwar nicht hatte entsetzen können, kam ihr jedoch noch vor Friedrichs Ankunft zu Hülfe, ließ eine Schiffbrücke über die Oder schlagen, und eröffnete dadurch eine Communication, so daß die Besatzung beständig abgelöst werden konnte.

Der König hatte den Feldmarschall Keith mit dem größten Theil seiner Armee bei Landsbut in Schlesien zurückgelassen, um diese Provinz zu decken; er nahm bloß 14,000 Mann von den zum Kern seiner Heere gehörigen Truppen, und mit ihnen ging er in Eilmärschen, wohin das hohe Schicksal ihn rief. Diese kleine Armee brannte vor Begierde, sich an einem Feind zu rächen, den sie zwar noch nie gesehen hatte, dessen Grausamkeiten und Verwüstungen aber, durch den Ruf sattfam bekannt, Blut in Strömen forderten. Ihre Kriegswuth wurde noch größer, da sie die verheerten Provinzen betraten, die Schutthaufen sahen, und die Aschenhügel noch rauchend fanden. Kaum kannten sie ihr verddertes Vaterland mehr. Man eilte, sich dem Feinde zu nähern. Alle Strapazen wurden von diesen Preußen verachtet, die ihrer erhabenen Bestimmung als Ketter des Vaterlandes eingedenk waren, und alles ertrugen; das Wasser bei der heißen Jahreszeit wurde von ihnen aus Pfützen getrunken. In vier und zwanzig Tagen machte Friedrich einen Zug von sechzig Deutschen Meilen; und so langte er den 21sten August bei Cüstrin an, wo er die Besatzung verstärkte, und zur Dohnaschen Armee stieß. Er war bei dem Dorfe Güstebiese an einem nicht erwarteten Ort über die Oder gegangen. Fermors Entwürfe waren dadurch ganz vereitelt. Nun wurde die Belagerung von Cüstrin aufgehoben; beide Heere näherten sich einander, und alles rüstete sich zur Schlacht. Nie war bei einer Armee der Durst nach einem Blutkampfe größer, als diesmal bei der Preussischen. Der Dämon des Krieges schien das ganze Heer begeistert zu haben. Selbst Friedrich, durch den Anblick der verwüsteten Fluren, der zahllosen Schutthaufen, und der alles beraubten herumirrenden Flücht-

linge aufs Lebhafteste geführt, schien alle Philosophie zu vergessen, und alle andre Leidenschaften der Rache unterzuordnen. Er befahl, keinem Russen in der Schlacht Pardon zu geben. Alle Anstalten wurden gemacht, dem Feind den Rückzug zu hemmen, ihn nach den Morästen der Oder zu drängen, und dort zu vernichten; sogar die Brücken, die ihnen zur Flucht dienen konnten, mußten abgebrannt werden. Diese Wuth der Preußen wurde den Russen bekannt, da eben die Schlacht anfangen sollte. Ein Zuruf lief durch die ganze Linie: „Die Preußen geben kein Quartier!“ „Und wir auch nicht!“ war der weitschreckende Wiederhall der Russen.

Die Lage Friedrichs war abermals verzweiflungsvoll, und hing von dem Ausgang einer Schlacht ab. Die feindlichen Heere waren nun in Begriff sich zu vereinigen, und ihn von der Elbe und Oder abzuschneiden. Die Franzosen und Reichs-Truppen waren auf dem Marsch nach Sachsen, wohin Daun mit der Haupt-Armee der Oesterreicher auch gezogen war, und die von den Preußen befreiten Schweden hatten jezt gar keinen Feind vor sich, und rückten auf das unbefestigte Berlin los.

Die tief durchdachte Disposition Friedrichs war jedoch nicht bloß auf den Sieg, sondern auf den gänzlichen Untergang des feindlichen Heeres gerichtet, dabei aber doch dem Könige bei einem widrigen Schicksal der Rückzug nach Esterin frei blieb. Es war am 25ten August, als die große Schlacht bei Zorndorf geliefert wurde. Sie fing des Morgens um acht Uhr an. Die Russen waren 50,000, und die Preußen 30,000 Mann stark. Diese, abermals so wie bei Leuthen in schiefe Schlachtordnung gestellt, machten den Anfang mit einer großen Kanonade. Die Stellung der Russischen war ein in ihren Türkenkriegen gebräuchliches ungeheures Viereck, in dessen Mitte sich ihre Reiterei, ihre Bagage, und das Reserve-Corps befand; eine Stellungsart, die bei einer Schlacht die schlechteste unter allen ist, da sie der Armee sowohl zum Angriff, als zur Vertheidigung, alle Thätigkeit raubt, und durch welche auch vor 1800 Jahren die Römer unter Crassus Anführung in der schönsten Ebene von den Parthern geschlagen wurden. So wie die Bogenschützen dieses letztern Volks ihr Ziel auf die zusammengedrängten

Legionen nicht verfehlten, so thaten auch hier die Kanonenkugeln eine schreckliche Wirkung auf die so unzweckmäßig gestellten Russischen Menschenmassen. Bei einem Grenadier-Regiment traf eine einzige Kugel 42 Mann, die theils getödtet, theils verwundet wurden. Ueberdies richteten sie eine grausame Verwirrung unter der Bagage an; die Pferde rissen mit ihren Wagen aus, und brachen durch die Glieder, so daß man diesen Troß bald aus dem Viereck herauschaffen mußte. Der linke Flügel der Preußen rückte indessen so hitzig vor, daß er eine Flanke bloßgab. Diesen Umstand nutzte die Russische Cavallerie, in die Preussische Infanterie einzudringen, und einige Bataillone aus dem Felde zu schlagen. Fermor glaubte schon völlig gesiegt zu haben; er ließ das Quaree von allen Seiten öfnen, um den Feind zu verfolgen. Dies geschah auch mit einem lauten Siegesgeschrei; allein die Russen waren noch nicht weit gekommen, als sie schon in große Unordnung geriethen. Das Hintertreffen, das vor Staub und Dampf nichts erkennen konnte, feuerte auf das Vordertreffen.

Der General Seydlitz rückte indessen mit der Preussischen Cavallerie in drei Colonnen an, und warf die Russische über den Haufen, die jetzt auf ihre eigne Infanterie getrieben wurde. Ein andres Corps Preussischer Reiter stürzte zu gleicher Zeit auf die Russische Infanterie. Sie hieben alles ohne Gnade nieder, was ihr Schwerdt nur erreichen konnte. Einige Regimenter Preussische Dragoner ließen sich durch das brennende Zorndorf nicht abhalten, sondern trachteten durch die Flammen auf die Russen zu; auch Seydlitz, der mit der feindlichen Cavallerie ganz fertig geworden, und was noch nie erhört war, mit seinem Cuirassier-Regiment, den Degen in der Faust, eine Batterie von schweren Kanonen angegriffen und erobert hatte, folgte jetzt dieser neuen Siegesbahn. Das Russische Fußvolk wurde nun von allen Seiten in den Flanken, auf der Fronte, und im Rücken angefallen, und ein entsetzliches Blutbad angerichtet. Diese Krieger stellten den Preußen noch nie erlebte Schlacht-Scenen dar. Hatten sie gleich, als Haufen betrachtet, ihre Stellungen in ihren Linien und Abtheilungen verlassen, so standen sie doch als einzelne Menschen wie die Bildsäulen in ihren Gliedern,

nachdem sie ihre Patronen verschossen hatten. Es war jedoch nicht jene bewundernswerthe Tapferkeit, aus Ruhmbegier oder Vaterlandsliebe ihren Posten bis auf den letzten Augenblick zu behaupten; denn sie wehrten sich fast nicht in dieser Lage; vielmehr war es ein Stumpfsinn, sich da, wo sie standen, erwürgen zu lassen. Waren nun ganze Reihen zu Boden gestreckt, so zeigten sich immer neue Schaaren, die auf eine ähnliche Abfertigung ins Reich der Schatten zu warten schienen. Es war leichter, sie zu tödten, als in die Flucht zu schlagen. Nichts blieb daher den Preußen übrig, als niederzuknien, was nicht weichen wollte. Der ganze Russische rechte Flügel wurde also theils niedergebauen, theils in Moräste getrieben. Eine Menge dieser Flüchtlinge gerieth unter die Bagage; die Marktenderwagen wurden geplündert, und der Branntwein viehisch gekostet. Vergebens schlugen die Russischen Officiere die Fässer in Stücke, die Soldaten warfen sich die Länge lang auf den Boden, um den so geliebten Trank noch im Staube zu lecken. Viele hauchten besoffen die Seele aus, andre mordeten ihre Officiere, und ganze Haufen liefen wie rasend auf dem Felde herum, ohne auf das Zurufen ihrer Befehlshaber zu achten.

So ging es auf dem rechten Flügel der Russen zu. Es war Mittag. Auf ihrem linken Flügel war bisher noch wenig geschehen. Nunmehr aber wurde auch dieser von den Preußen angegriffen; allein die Regimenter, die hier dem größten bereits errungenen Siege vollends das Siegel aufdrücken konnten, zeigten nicht ihre gewöhnliche Tapferkeit. Sie vergaßen den Ruhm des Preussischen Namens, verkanneten ihre Kräfte, so wie die Kraft ihrer taktischen Künste, in dem entscheidendsten Augenblick, und wichen im Angesicht ihres Königs vor den geschwächten und schon halb geschlagenen Russen zurück. Die Anordnung war groß, und alle Heldthaten des Preussischen linken Flügels schienen verloren zu seyn; allein Seydlitz kam mit seiner Cavallerie von diesem feigreichen Flügel herangeflogen, rückte in die von der weichenden Infanterie gemachte Oeffnung, hielt ein heftiges Musketen- und Kartätschenfeuer aus, und nun drang er nicht allein auf die Russische Cavallerie, sondern auch auf den bisher noch fest gestandenen Theil der Infanterie ein,

und trieb den vorgerückten Feind, der schon einige Batterien erobert hatte, in die Moräste. Dieses große Manöver der Reiterei wurde von dem Kern der Preussischen Infanterie, den Regimentern Prinz von Preußen, Forcade, Kalkstein, Affeburg, und einigen Grenadier = Bataillons, sämmtlich Truppen, die der König mitgebracht hatte, vortreflich unterstützt. Diese Veteranen, ohne auf das Zurückweichen der neben ihnen stehenden Bataillons zu achten, das ihre ganz entblößte Flanke in Gefahr setzte, waren beständig im Vorrücken geblieben, und jetzt fielen sie zugleich mit der Cavallerie mit gefälltem Bajonet die Russische Infanterie an, und zeigten Wunder der Tapferkeit. Diese Angriffe waren so lebhaft, daß in dem Zeitraum von einer Viertelstunde der größte Theil des Schlachtfeldes von den Feinden verlassen war. Das Feuer hörte jetzt an allen Orten auf. Die Munition fing an zu fehlen. Man schlug und stieß nun auf einander los mit Flintenkolben, Bajonetten und Säbeln. Die Erbitterung beider Theile war unaussprechlich. Schwer verwundete Preußen vergaßen ihre eigne Erhaltung, und waren immer noch auf das Morden ihrer Feinde bedacht. So auch die Russen. Man fand einen von diesen, der tödtlich verwundet auf einem sterbenden Preußen lag, und ihn mit seinen Zähnen zerfleischte; der Preuße, mit dem Tode ringend und unfähig sich zu bewegen, mußte dieses Magerndulden, bis seine Mitsreiter herbeikamen, und den Cannibalen durchbohrten.

Die Regimente Forcade und Prinz von Preußen stießen bei einem Vordringen auf die Russische Bagage und Kriegskasse. Der größte Theil davon wurde erbeutet. Die gänzliche Ermattung beider Theile und die Nacht machten endlich dem Morden ein Ende, das zwölf Stunden gedauert hatte; nur allein die Kosaken schwärmten noch auf dem Schlachtfelde im Rücken der Preußen, um die Erschlagenen auszulündern, und die wehrlosen Verwundeten unzubringen. Allein dieser Mordlust wurde bald gesteuert, da man die Beschäftigung der Unholde ausspähetete. Ueber tausend Mann von ihnen, die von den alles niederhauenden Husaren sehr gedrängt wurden, verließen in der Verzweiflung ihre Pferde, und warfen sich in die Schäferei von Quarschen, ein großes

steinernes Gebäude; hier schossen sie aus allen Böchern, und wollten sich nicht ergeben. Das Dach, worunter viel Heu und Stroh lag, gerieth in Brand, stürzte ein, und fast alle diese Kosaken erstickten, verbrannten, oder wurden niedergebauen.

Beide Heere blieben die Nacht über unterm Gewehr. Die Russen befanden sich in der schrecklichsten Unordnung; alle ihre Truppen waren wie ein Chaos vermischt. Gern hätten sie den Preußen die Ehre des Sieges unbedingt überlassen, allein der Rückzug war ihnen versperrt, da alle Brücken über die Flüsse abgebrochen waren. In dieser Verwirrung hielt der General Fermor noch am Abend der Schlacht um einen Waffenstillstand auf zwei bis drei Tage an. Sein Vorwand war, die Todten zu begraben. Auf dies sonderbare Ansuchen antwortete der General Dohna: „Da der König, mein Herr, die Schlacht gewonnen, so werden auf seinen Befehl die Todten beerdigt, und die Verwundeten verbunden werden.“ Er belehrte ihn dabei, daß ein Waffenstillstand nach einer Schlacht eine ganz ungewöhnliche Sache sey. Den folgenden Tag wurde nur kanonirt. Der König wollte den Kampf förmlich erneuern; allein der Mangel an Munition bei der Infanterie, und die große Abmattung der Cavallerie, die mit Anstrengung aller ihrer Kräfte gefochten hatte, machten der Schlacht nothwendig ein Ende, und verschafften den Russen Gelegenheit, einen Ausweg aus ihrem Labyrinth zu finden. Sie zogen sich über Landsberg an der Warthe zurück. Diese Niederlage kostete ihnen 19,000 Todte und Verwundete, nebst 3000 Gefangenen; dabei verloren sie 103 Kanonen, viele Fahnen, ihre Kriegskasse, und eine Menge Bagage. Die Preußen zählten 10,000 Todte und Verwundete; desgleichen 1400 Gefangene oder Vermisste; auch hatten sie beim Weichen ihres rechten Flügels 26 Kanonen eingebüßt.

Diese kleine Kanonenzahl, die wenigen Gefangenen, und der Umstand, daß ein Theil der Russischen Armee in zerstreuten Haufen die Nacht auf dem Schlachtfelde zugebracht hatte, veranlaßte die Russen, sich den Sieg zuzuschreiben. Der Russische General Panin war jedoch so aufrichtig zu sagen: „Wir haben zwar den Wahlplatz behauptet, allein

„todt, verwundet und besoffen.“ Ob es gleich Fermor selbst gewesen war, der um Erlaubniß gebeten hatte, die Erschlagenen zu begraben, so sandte er doch Couriere mit der Nachricht des Sieges an alle allirte Höfe und Armeen, daher man auch in Wien feierlich das Te Deum anstimmte. Nie wurde dieser kriegerische Fechterstreich häufiger gebraucht, als in diesem Kriege. Die Preußen allein verachteten dergleichen Künste. Wurden sie wirklich geschlagen, so gestanden sie es frei, in der festen Hoffnung, durch künftige Thaten das Verlorne wieder zu gewinnen. Der König, Herr des Wahlplatzes von Zornsdorf, verfolgte den fliehenden Feind bis Landsberg. Er war so sehr von dessen gegenwärtiger Unmacht überzeugt, daß er ihn bloß durch einen Theil der Armee unter dem General Dohna beobachten ließ; ein andres Corps sandte er nun wieder gegen die Schweden, und mit den übrigen Truppen ging er nach Sachsen, wo seine Gegenwart höchst nöthig war.

Der König war so großmüthig, das außerordentliche Verdienst des Seydlitz zu erkennen; er gestand öffentlich, daß die Schlacht durch diesen General gewonnen worden sey. Friedrich hätte jedoch selbst seine eigene Person gar nicht geschont, sondern war so tief ins Russische Feuer gedrungen, daß seine Adjutanten und Pagen um ihn her verwundet und getödtet wurden.

Die Erinnerung an die von den Russen verübten Greuel ersticken bei den Preussischen Soldaten und Bauern auf einige Augenblicke alle Empfindungen der Menschlichkeit, so daß manche schwer verwundete Russen, die hilflos auf dem Schlachtfelde lagen, mit den Todten zusammen in Gruben geworfen, und also lebendig begraben wurden. Vergebens krümmten sich diese Unglücklichen unter den Leichen, und suchten sich empor zu arbeiten; neue Leichname wurden auf sie geworfen, die bald ihre schwachen Bewegungen hemmten. Unter den gefangenen Russen befanden sich die Generale Czernichef, Soltikow, Fürst Sulkowsky, und andre, die dem König nach der Schlacht vorgestellt wurden. Friedrich konnte die grausame Verheerung seines Landes nicht vergessen. Er warf daher verächtliche Blicke auf die vorgeführten Befehlshaber, und sagte, indem er sich von ihnen weg-

wandte: „Ich habe kein Sibirien, wohin ich Sie schicken könnte. Sie sollen in die Casematten von Cüstrin gesteckt werden; haben Sie sich gute Quartiere zubereitet, so mögen Sie solche nun auch beziehn.“ Dieser Befehl wurde auch vollzogen, so sehr auch der General Czernichef dem Commandanten darüber seinen großen Unwillen zeigte. Er fragte, ob Casematten eine Wohnung für Feldherren wären? Die Antwort des Commandanten war: „Sie, meine Herren, haben ja in der Stadt kein Haus übrig gelassen, wo Sie einquartiert werden könnten. Nehmen Sie also diesmal nur so vorlieb.“ Man achtete nicht auf ihren Zorn, und so mußten die gefangenen Generale in die unter dem Festungswall gewölbten Keller kriechen. Sie blieben jedoch nur einige Tage hier; denn der König erlaubte ihnen gleich darauf, sich in der nicht abgebrannten Vorstadt von Cüstrin einzumietzen.

Die Oesterreicher hatten indessen die Abwesenheit des Königs aufs beste zu benutzen gesucht. Jetzt konnten sie offensiv verfahren, und die Ueberlegenheit ihrer Armeen versprach ihren Unternehmungen den glücklichsten Erfolg. Alles kam auf die Geschwindigkeit der Ausführung an. In Schlessen zeigten die besetzten Pässe und die vielen Festungen Hindernisse, deren Begeräumung lange Zeit erforderte. Die Kriegsoperationen in dieser Provinz wurden daher untergeordnete Entwürfe. Sachsen ließ schnellere Vorbeeren hoffen. Daun eilte deshalb mit der Haupt-Armee dahin, und ließ bloß den General Harsch mit 20,000 Mann in Schlessen zurück, um wo möglich Meisse zu belagern. Dieser Marsch des Oesterreichischen Feldherrn veranlaßte Keith, auch mit seiner Armee nach Sachsen zu gehen, um den Prinzen Heinrich zu unterstützen. Auch der Herzog von Zweibrücken war mit den Reichs-Truppen in Sachsen angelangt. Alles drohete nun den Preußen den Verlust dieser so nützlichen Krieges-Provinz. Der Prinz Heinrich, der das Land mit einer kleinen Armee bisher gedeckt hatte, mußte der Uebermacht weichen, und zog sich nach Dresden. Diese Königsstadt zu erobern, die Preußen in Sachsen wo nicht aufzureißen, doch gänzlich aus dem Lande zu vertreiben, und den König von der Elbe völlig abzuschneiden, dies war Dauns Entwurf. Es kam nur darauf an, den furchtbaren Feldherrn lange in

seinen eigenen Staaten aufzuhalten. Daun warnte daher den General Fermor, sich nicht mit dem Könige, diesem (nach seinem Ausdruck) schlaunen Feind, den er noch nicht kenne, in ein Treffen einzulassen; er sollte vielmehr so lange vertheidigungsweise verfahren, bis man Sachsen befreit hätte. Der Courier fiel dem Könige in die Hände, der dies Schreiben nach der Zornsdorfer Schlacht in Fermors Namen auf folgende Art beantwortete: „Sie haben Ursache gehabt, den General Fermor zu warnen, sich vor einem schlaunen Feind zu hüten, den Sie besser kennen, als er; denn er hat Stand gehalten, und ist geschlagen worden.“

Prinz Heinrich, der sich auf Friedrichs Thätigkeit verließ, bemühte sich indessen, durch mannigfaltige Operationen seinen Posten gegen die zahlreichen Feinde zu behaupten, und es gelang ihm. Der Sonnenstein wurde von den Reichstruppen belagert und eingenommen. Der Preussische Commandant verlor den Muth, und ergab sich mit 1400 Mann zu Kriegsgefangenen. Daun machte nun einen Versuch, Dresden zu erobern. Er näherte sich dieser Residenz, die nur schwach besetzt war, und geringe Festungswerke hatte. Die Klugheit und Entschlossenheit aber des Commandanten, Grafen Schmettau, ersehte alles. Er machte Briene, die prächtigen Vorstädte abzubrennen, die Häuser von sechs auch sieben Stockwerk hoch hatten, und über die Wälle hervorragen. Dieser Vorsatz setzte den Hof und die Stadt in die äußerste Besürzung. Die königliche Familie glaubte, daß dadurch sowohl das Schloß, als sie selbst der größten Gefahr ausgesetzt wären. Das Wehklagen war allgemein, da man anfang, die Häuser mit brennbaren Materialien zu füllen. Die Einwohner, der Magistrat, der Hof, alles flehte um Schonung; auch die Landstände sandten Abgeordnete mit Vorstellungen und Bitten. Schmettau berief sich auf die Nothwendigkeit, und auf die Pflicht, sich zu vertheidigen. Er führte an, daß die Sachsen von ihm als Feind keine Achtung für die königliche Residenz erwarten könnten, wenn selbst ihre Bundesgenossen solche absichtlich aus den Augen setzten. Daher rieth er, sich mit ihren Vorstellungen nicht an ihn, sondern an diese ihre Allürten zu wenden. Es geschah auch, aber Anfangs ohne Erfolg. Daun hatte sich mit einer

einer leichten Eroberung geschmeichelt, und wollte diese angenehme Idee, die so große Vortheile versprach, nicht gerne aufgeben. In der Hoffnung, daß der Preussische Commandant sich vielleicht durch Worte schrecken ließe, drohte er, das Abbrennen der Vorstädte auf das grausamste zu rächen, und nach Eroberung der Stadt keines Preußen zu schonen. Schmettau erklärte, sich im äußersten Fall von Strafe zu Strafe zu vertheidigen, das Königliche Schloß zu seinem letzten Castell zu machen, und sich unter dessen Ruinen zu begraben. Es war der Plan, Pulver ins Schloß zu führen, die Vornehmsten des Hofes und des Adels dort mit Gewalt zu versammeln, und sodann wollte der Preussische General in dem Apartment des Kurprinzen, mitten unter der jagenden Königlichen Familie, die endlichen Unternehmungen der Feinde abwarten. Eine solche Drohung, so ungewiß auch deren Ausführung immer seyn mochte, war so wohl überdacht, und den Umständen so sehr angemessen, daß die Wirkung damals nicht fehlen konnte. Daun gab seinen Anschlag auf Dresden auf, und Schmettau ließ die Vorstädte stehen. Die brennbaren Sachen wurden sofort aus den Häusern genommen, und die Einwohner waren für jezt beruhigt.

Indessen fiel Laudon in den Kottbuser Kreis ein, und erpreßte von diesem armen Lande übergroße Brandschatzungen. Die Einwohner wurden unter den schrecklichsten Drohungen gezwungen, alles, was sie an Geld und von eignem Werth hatten, selbst ihre Eselkfel, ihre Schuhschnallen, ja sogar ihre Trauringe herzugeben; und da alles noch nicht zureichte, so wurden die Magistrats-Personen von Kottbus, Köhler und Asterath, als Geißel mit fortgeschleppt. Es schien, als ob die Oesterreicher in Grausamkeit dem Beispiel der Russen folgen wollten; denn nicht allein Plünderungen, sondern auch das Anzünden der Dörfer, und überhaupt die größten Gewaltthätigkeiten bezeichneten diesen Einfall. So wurde ein Edelmann, Namens Pannewitz, auf seinem Gute überfallen, und nach geschehener Ausplünderung, da er große Geldsummen schaffen sollte, und nicht konnte, mit Säbeln zerhauen, aus dem Bette gerissen, und halb nackt und

blutend an den Schweif eines galoppirenden Pferdes gebunden, neben welchem er athemlos hertraben mußte.

Die ungeheure Ueberlegenheit der Oesterreicher und Reichs-Truppen in Sachsen gab indessen den Verbündeten Anlaß zu neuen und großen Entwürfen. Der Prinz Heinrich sollte auf einmal von vorne und im Rücken angegriffen, und gänzlich aufgerieben werden. Die Feldherren der verschiedenen Armeen hatten deshalb Zusammenkünfte gehalten, und alle Anstalten waren gemacht, als das Donnerwort: Friedrich kommt! den ganzen Plan auf einmal vernichtete. Er kam, und vereinigte sich mit dem Prinzen Heinrich. Sein Wunsch war eine Schlacht, um die Oesterreicher nach Böhmen zu treiben, und Schlessen zu Hülfе zu kommen, das nur schwach besetzt, und in großer Gefahr war. Die Feinde brandschatzten in dieser Provinz, und belagerten Meisse; auch Cosel hatten sie berennt. Fouquet stand mit einem Corps Preußen von 4000 Mann bei Landsbut verschanzt. Er konnte die Unternehmungen der so sehr überlegenen Feinde zwar erschweren, aber nicht hindern. Daun vermied nun sorgfältig ein Treffen, und suchte den Marsch Friedrichs nach Schlessen durch wohlpostirte Corps zu verzögern. Sein Hauptlager bei Stolpelt war eins der festesten in Sachsen. Es waren steile Anhöhen, durch Teiche, Moräste, Wälder und Hohlwege gedeckt. Der Feldherr sowohl wie seine Truppen waren muthig, fröhlich und andächtig. Der eingebildete Sieg ihrer Bundesgenossen bei Zorndorf gab Gelegenheit zur Anstimmung des Ambrosianischen Lobgesangs unter Trompeten- und Paukenschall; hierauf wurde aus allen Kanonen und Musketen Victoria geschossen, und Jubel geschrien. Nur die Vernünftigen dieses Heeres bezweifelten einen Sieg; den die Ankunft des Königs und die Abänderung aller ihrer großen Entwürfe hinreichend widerlegten. Verschiedene Corps Oesterreicher wurden aus ihren Posten vertrieben, und häufige Scharmühel fielen vor. Der Weg nach Schlessen wurde frei, allein Daun blieb unbeweglich stehn. Indessen gab Friedrich noch nicht die Hoffnung auf, ihn durch Abschneidung der Zufuhren und Zerstörung der Magazine nach Böhmen zurück zu drängen. Wegen der Reichs-Truppen war er unbesorgt, auf deren Abmarsch er ohnehin rechnete, da sie schon anfangen Mangel

zu leiden. Er lagerte sich daher bei Bauken. Seine Truppen, die seit acht Wochen täglich in Bewegung gewesen waren, bedurften einiger Ruhe. Die Jahreszeit fing schon an rauh zu werden; die Infanterie mußte deshalb auf seinen Befehl Brandhütten, und die Cavallerie Ställe von Strauchwerk bauen.

Beide Armeen änderten endlich ihre Stellung. Daun nahm abermals ein festes Lager in einer geringen Entfernung von seinem vorigen, und die Preußen lagerten sich bei Hochkirch. Die Sicherheit dieses Lagers hing von der Behauptung der sogenannten Steinberge ab, die der Preussische General Nehow den Auftrag hatte zu besetzen; er fand sie aber schon im Besiz der Oesterreicher. Der König sandte ihm durch den Flügel-Adjutant Gdhen Befehl zu, diese zu vertreiben, in der Meinung, es sey die Arrieregarde des Feindes. Allein das Kaiserliche Grenadier-Corps stand auf diesen Bergen, und zwar in einer kleinen Entfernung vom rechten Flügel der Haupt-Armee. Dieser Umstand machte den Angriff dieses Postens mit einigen wenigen Bataillons schlechterdings unausführbar. Friedrich war jedoch mit diesen Beweisen der Unmöglichkeit nicht zufrieden, und wiederholte den Befehl mit dem Zusatz: Nehow sollte ihm mit seinem Kopf für den Angriff haften. Dieser General, in der Potsdamschen Kriegs-Schule gebildet und grau geworden, hatte von dem militairischen Gehorsam sehr hohe Begriffe; er glaubte aber hier in einem der seltenen Fälle zu seyn, nicht gehorchen zu dürfen. Seine Antwort war: seinen Kopf lege er zu des Königs Füßen, dessen Befehle ihm heilig wären, aber noch heiliger wäre ihm sein Gewissen; er könne es nicht vor Gott und vor der Welt verantworten, ohne den mindesten Nutzen so viel brave Menschen aufzuopfern; er würde nicht angezehen, und überließe alles übrige dem Willen Sr. Majestät. Hierauf wurde ihm als Arrestant der Degen abgenommen.

Der mangelnde Besiz dieser Berge machte das Preussische Lager ganz unhaltbar. Der König aber, den man noch nie angegriffen hatte, und der Dauns übertriebene Behutsamkeit kannte, wollte selbst in dieser gefährlichen Stellung dem Feinde trohen, und blieb stehen. Dieser verwegene Entschluß war die Quelle einer großen Begebenheit, die den König

seinem Untergang nahe brachte, seinen Helbengeist im glänzendsten Lichte zeigte, und zu den außerordentlichsten Scenen dieses Krieges gehört. Die gefährlichen und hier entscheidenden Anhöhen wurden von den Oesterreichern sorgfältig verschänzt, und zwar waren die dadurch gewonnenen Vortheile so groß, daß sie bei dem sonst so vorsichtigen Kaiserlichen Feldhern die Idee erzeugten, den König in seinem Lager zu überfallen. Der Plan dazu wird dem General Laudon zugeschrieben. Er war mit Klugheit entworfen, und wurde mit Muth und Nachdruck ausgeführt. Alles bot dazu die Hand. Die Armeen standen so nahe an einander, daß der rechte Flügel der Preußen nur einen Kanonenschuß vom feindlichen Lager entfernt war; ein in den Kriegs-Jahrbüchern höchst seltner Fall. Die Kaiserlichen betrachteten diese kühne Annäherung als eine Geringschätzung ihres Heeres; sie hielten sich beleidigt, und wünschten eine Schlacht mit Sehnsucht. Die Menge der leichten Truppen beim Oesterreichischen Heere war vorzüglich zum Ueberfall geschikt; und da ihre Scharmüzel Tag und Nacht nicht aufhörten, so konnten größere Entwürfe dadurch verdeckt werden. Die Preußen, unter Friedrichs Anführung beständig gewohnt selbst anzugreifen, träumten kaum die Möglichkeit eines Angriffs von dem behutsamen Daun, dessen Lager nie genug besetzt werden konnte, wenn er sich in der Nähe des furchtbaren Feldhern befand. Daun kannte dessen unternehmenden Geist, dem nichts unmöglich schien, und die Schnelligkeit, womit Preussische Truppen geordnet, und gegen den Feind geführt werden könnten. Bei allen gut gewählten Maaßregeln war daher dennoch sein größtes Vertrauen auf die eingebildete Sicherheit Friedrichs und seines Heeres gesetzt.

Das Nachtheilige seiner Stellung war dem König nur zu wohl bekannt; er hielt es aber für schimpflich, sich zurückzuziehen; dabei hatte er einen Entwurf gemacht, den Prinzen von Baden=Durlach zu überfallen, wozu die gegenwärtige Stellung günstig war. Endlich aber beschloß er doch, das Lager zu verändern, so bald die Armee aufs neue mit Proviant versehen seyn würde. Die Stärke derselben war 30,000 Mann. Die Nacht vom 14ten zum 15ten October war zu diesem Aufbruch, und zugleich zu einem Angriff auf das bei

Reichenbach stehende Corps des Prinzen von Durlach festgesetzt. Das Leben vieler tausend Menschen also beruhete auf dem Unterschied eines einzigen Tages.

Es war aber schon am 13ten in der Nacht, als alle Colonnen der Oesterreichischen Armee ihr Lager verließen, um die Preußen zu überfallen. Der General Odonel führte die Avantgarde, die aus vier Bataillons und sechs und dreißig Schwadrons bestand; ihm folgte der General Sincere mit sechzehn, und sodann der General Forgatsch mit achtzehn Bataillons. Das Corps des Generals Laudon, das in einem Walde und dem Preussischen Lager fast im Rücken stand, wurde noch mit vier Bataillons und funfzehn Schwadrons verstärkt, wozu hernach noch die ganze Oesterreichische Cavallerie des linken Flügels stieß. Die Infanterie dieses Flügels aber führte der Feldmarschall Daun selbst an. Alle diese Truppen und noch einige kleine Corps waren bestimmt, die Preußen auf dem rechten Flügel, in der Fronte, und im Rücken anzufallen; dabei sollte der Herzog von Aremberg mit drei und zwanzig Bataillons und zwei und dreißig Schwadrons den Preussischen linken Flügel beobachten, und erst, wenn die Niederlage der Feinde an allen andern Orten vollendet wäre, denselben angreifen. Es befanden sich auch bei dem Vortrab freiwillige Grenadiere, die hinter den Cuirassieren aufsaßen, vor dem Preussischen Lager aber von den Pferden sprangen, sich in Haufen formirten, und so vorwärts drangen.

Die Zelte blieben im Oesterreichischen Lager stehn, und die gewöhnlichen Wachtfeuer wurden sorgfältig unterhalten. Eine Menge Arbeiter mußten die ganze Nacht hindurch Bäume zu einem Verhack fällen, wobei sie sangen, und einander beständig zuriefen. Durch dies Getöse wollten sie die Preussischen Vorposten hindern, den Marsch der Truppen wahrzunehmen. Die wachsamen Preussischen Husaren aber entdeckten doch die Bewegungen des Feindes, und gaben dem König sogleich Nachricht davon. Anfangs bezweifelte er die Bewegungen selbst; da aber die wiederholten Berichte solche bestätigten, so vermuthete er jede andre Ursache derselben, nur keinen förmlichen Angriff. Seyndlich und Ziethen befanden sich eben beim Könige, und erschöpften ihre Beredsamkeit,

seine Zweifel in diesen bedenklichen Augenblicken zu bekämpfen; sie brachten es auch dahin, daß Befehl an einige Brigaden geschickt wurde, aufzusehn, wobei mehrere Regimenter Cavallerie ihre Pferde satteln mußten. Dieser Befehl aber wurde gegen Morgen wieder aufgehoben, und der jezt ganz unbesorgte Soldat überließ sich dem Schlaf ohne alles Bedenken.

Der Tag war noch nicht angebrochen, und es schlug im Dorfe Hochkirch fünf Uhr, als der Feind vor dem Lager erschien. Es kamen ganze Haufen auserwählter Soldaten bey den Preussischen Vorposten an, und meldeten sich als Ueberläufer. Ihre Anzahl wuchs so schnell und so stark, daß sie bald Vorposten und Feldwachen überwältigen konnten. Die Oesterreichische Armee, in verschiedene Corps getheilt, folgte der Avantgarde auf dem Fuße nach, und nun rückten sie colonnenweise von allen Seiten ins Preussische Lager ein. Viele Regimenter der Königlichlichen Armee wurden erst durch ihre eigenen Kanonenkugeln vom Schlaf aufgeschreckt; denn die anrückenden Feinde, die größtentheils ihr Geschütz zurückgelassen hatten, fanden auf den schnell eroberten Feldwachen und Batterien Kanonen und Munition, und mit diesen feuerten sie ins Lager der Preußen.

Nie befand sich ein Heer braver Truppen in einer schrecklichern Lage, als die unter der Regide Friedrichs sorglos schlafenden Preußen, die nun auf einmal im Innersten ihres Lagers von einem mächtigen Feinde angegriffen, und durch Feuer und Stahl zum Todesschlaf geweckt wurden. Es war Nacht, und die Verwirrung über allen Ausdruck. Welch ein Anblick für diese Krieger, einer nächtlichen Vision ähnlich! Die Oesterreicher gleichsam wie aus der Erde hervorgeflogen, mitten unter den Fahnen der Preußen, im Heiligthum ihres Lagers! Einige hundert wurden in ihren Zelten erwürgt, noch ehe sie die Augen öffnen konnten; andre liefen halb nackt zu ihren Waffen. Die wenigsten konnten sich ihrer eigenen bemächtigen. Ein jeder ergriff das Gewehr, das ihm zuerst in die Hände fiel, und slog damit in Reich und Glied. Hier zeigten sich die Vortheile einer vortreflichen Disciplin auf die auffallendste Weise. In dieser entsetzlichen Lage, wo Gegenwehr Vermessenheit schien, und der Gedanke an Flucht

und Rettung bei allen Soldaten natürlich aufsteigen mußte, wäre gänzlicher Untergang das Kriegsloos einer jeden andern Armee irgend eines Volks gewesen; selbst die besten an Krieg und Sieg gewöhnten Truppen unsers Welttheils hätten hier das Ziel ihrer Thaten und das Grab ihres Ruhms gefunden; denn Muth allein galt hier wenig, Disciplin alles.

Das Kriegsgeschrei verbreitete sich wie ein Lauffeuer durchs ganze Lager; alles stürzte aus den Zelten, und in wenig Augenblicken, trotz der unaussprechlichen Verwirrung, stand der größte Theil der Infanterie und Cavallerie in Schlachtordnung. Die Art des Angriffs nöthigte die Regimenter, einzeln zu agiren. Sie warfen sich dem Feinde nun allenthalben entgegen, und schlugen ihn auch an einigen Orten zurück; an mehreren aber mußten sie der Uebermacht weichen. Man tappte in der Dunkelheit mit den Händen, um die Feinde zu fühlen. Die Oesterreicher griffen nach den Blechnützen der Preussischen Grenadiere, und diese nach den Bärennützen der Kaiserlichen, um sich einander zu erkennen und zu ermorden. Der anbrechende Tag diente nicht, die Verwirrung zu vermindern, denn ein dicker Nebel lag auf den streitenden Heeren. Die Preussische Reiterei, von Seydlitz angeführt, flog umher, und schnaubte nach Thaten. Sie wußte in der Dunkelheit nicht, wo sie den Feind suchen sollte. Fand ihn ihr Schwerdt zufällig, so war das Blutbad entschlich. Das Cuirassier-Regiment von Schönaich warf allein eine ganze Linie Oesterreichischer Infanterie über den Haufen, und machte an 500 Gefangene.

Das Dorf Hochkirch stand in Flammen, und diente in der Dunkelheit zur Beleuchtung des Mordspiels. Das Feuer wüthete in allen Häusern und Scheunen dieses Dorfs; dennoch wurde es von den Preußen aufs tapferste vertheidigt. Der Sieg schien von dem Besitz desselben wegen der Lage auf einer Anhöhe und einer großen hier befindlichen Batterie abzuhängen, daher Daun immer frische Truppen anrücken ließ. Nur 600 Preußen waren hier zu besetzen, die, nachdem sie kein Pulver mehr hatten, den kühnen Versuch machten, sich durch die große Menge Feinde durchzuschlagen. Ein kleiner Theil war so glücklich, es zu bewirken; das Loos aller übrigen aber war Tod, Wunden, oder Gefangenschaft.

Nun rückten ganze Regimenter Preußen an, und schlugen den Feind wieder aus dem Dorfe. Der Zugang zu demselben war so schmal, daß nur sieben Mann nebeneinander marschiren konnten. Es war daher unmöglich, sich bei den mit bewaffneten Schaaren besetzten Ausgängen mitten unter den Flammen in Linien zu formiren. Dennoch wurde alles versucht. Hier wurde nun der Hauptplatz des blutigsten Kampfes. Eine Kanonenkugel nahm dem Prinzen Franz von Braunschweig den Kopf weg; der Feldmarschall Keith bekam einen Schuß in die Brust, stürzte zu Boden, und gab ohne einen Laut seinen Helengeist auf; auch der General Weisk, und der Feldmarschall, Fürst Moriz von Dessau, wurden schwer verwundet zur Erde gestreckt. Die Preußen, von vorne und im Rücken angegriffen, mußten weichen, und die Oesterreichische Cavallerie hieb nun mit Vortheil in die tapfersten Regimenter des Preussischen Fußvolks ein. Der König führte in Person frische Truppen gegen den Feind an, der abermals zurückgeschlagen wurde. Die Oesterreichische Reiterei vernichtete jedoch wieder diese Vortheile der Preußen. Das Dorf wurde von den Kaiserlichen behauptet, nachdem sie bei diesem immer erneuerten schrecklichen Gefecht den Kern ihrer Grenadiere eingebüßt hatten.

Der König befahl nun, daß der in Unordnung gerathene rechte Flügel sich zurückziehn sollte, und schickte den General Saldern mit einigen Bataillons Veteranen ab, den Rückzug zu decken. Dieser mit seltenen Talenten begabte General, in der Kunst mit der Infanterie zu manövriren so einzig wie Seydlitz es bei der Cavallerie war, machte seine Dispositionen in diesen großen Augenblicken mit solcher Klugheit, daß er, ohne einen Musketenschuß zu thun, mit seinen wenigen Kriegern das siegende Heer hinderte, weiter vorzudringen.

Der Nebel verzog sich endlich, und beide Armeen übersehen nunmehr den mit Leichen besetzten Wahlplatz, und die allenthalben herrschende Unordnung. So sehr auch die Disciplin der Preußen Ordnung schuf, so war ihnen dennoch die Dunkelheit und das Terrain entgegen gewesen, ihre Taktik zu gebrauchen, und zweckmäßig zu kämpfen. Man formirte nun von beiden Seiten neue Schlachtoednungen. Die Oesterreicher waren in solcher Verwirrung, daß sie auf den

Abtheilungen bei Hochkirch in dicken Haufen zu Tausenden herumschwärmten. Dann, ungeachtet aller erlangten Vortheile, glaubte nicht eine Armee besiegt zu haben, die alle menschliche Erwartungen betrogen hatte; die, obgleich in der Nacht mitten im Schlaf überfallen, dehnoch so viel Stunden mit erstaunlicher Tapferkeit in Dunkelheit und Nebel gestritten, die mehresten ihrer Heerführer verloren hatte, und doch jetzt im Begriff stand, den Blutkampf zu erneuern. Dieses war auch die Absicht Friedrichs, als der Herzog von Breunberg, der mit seinem starken Corps unter Begünstigung des Nebels dem König in die Flanke gekommen war, den linken Flügel der Preußen angriff. Hier wurden einige tausend Mann über den Haufen geworfen, und eine große Preussische Batterie erobert. Dies waren aber auch die Gränzen des Sieges. Der König, der jetzt feindliche Truppen vorne und im Rücken hatte, zog seine tapfern Schaaren mitten unter diesem Nordgetümmel zusammen, und machte nach einem fünfständigen verzweifeltsten Gefecht einen Rückzug, dem nichts als ein zweitausendjähriges Alter fehlt, um von allen Zungen gepriesen zu werden. Er wurde durch ein starkes Artilleriefeuer, und durch Linien von Cavallerie gedeckt, die in der Ebene von Belgern in großen Zwischenräumen aufmarschirten, hinter denen sich die Infanterie formirte. Die Oesterreichische Armee war in zu großer Unordnung, um einen solchen Rückzug zu führen; überdies hatte Daun auch schon bei Kollin zu erkennen gegeben, sein Grundsatz sey, daß man einem fliehenden Feinde eine goldene Brücke bauen müsse. Bloß die Cavallerie machte einen Versuch, die Preußen zu verfolgen, allein Seydlitz trieb sie bald wieder zurück. Das Heer zog ungestört fort, und schleppte über 1000 Gefangene mit.

Der Marsch Friedrichs ging nicht weit. Nur eine halbe Meile vom Wahlplatz, auf den sogenannten Spitzbergen, lagerte er sich mit seinen Truppen, die den größten Theil ihrer Artillerie und Bagage verloren, den kurzen Noth in der rauhen Jahreszeit zur Decke, und den Himmel zum Zelte hatten. Es fehlte ihnen sogar an Pulver und Kugeln, diesem großen Bedürfnis der Europäischen Heere. Die Preussische Armee verlor an diesem unglücklichen Tage nebst der

Bagage 101 Kanonen, 30 Fahnen, und 9000 Mann; die Oesterreicher 8000 Mann.

Fast alle Preussische Generale, die den Tag überlebten, waren verwundet. Selbst der König hatte eine, obwohl leichte Wunde. Er hatte sich ins stärkste Feuer gewagt; ein Pferd wurde ihm unterm Leibe erschossen, und zwei Pagen stürzten todt an seiner Seite nieder. Er war in der größten Gefahr, gefangen zu werden. Schon hatten ihn die Feinde beim Dorfe Hochkirch umringt; er entkam aber durch die Tapferkeit der ihn begleitenden Husaren. Allenthalben gegenwärtig, wo der Kampf am blutigsten war, schien er sein Leben für nichts zu achten. Nie zeigten sich sein Geist und seine großen Fähigkeiten in einem so glänzenden Lichte, als in dieser Nacht, die, anstatt seinen Ruhm zu schwächen, ihn vielmehr außerordentlich erhöhte. Nicht der König, der mitten im Kriegsgetümmel alle Regierungs-Geschäfte besorgt, und seine Staaten so wie im Frieden durch eigene Verordnungen beherrscht; der in gefährvollen Stunden die Fldte bläset, und gleich darauf die tief durchdachtesten Befehle ertheilt; der am Tage vor einer entscheidenden Schlacht Französische Berse macht, Gesetze entwirft, und Rechnungen durchsieht; nicht der Sieger von Leuthen, der auf Schlesiens Feldern Griechische Taktik durch Thaten lehrt, und ein ungeheures Heer streitbarer Völker vernichtet; nicht dieser außerordentliche Mann ist dem Philosophen, dem Geschichtsforscher, dem Denker jedes Standes und jedes Volks so bewunderungswürdig, als der bei Hochkirch überfallene, geschlagene, aber doch nicht besiegte König, der seine schlafenden Krieger zusammenrafft, sie einem tapfern und weit stärkeren Feinde entgegen stellt, der mit allen Vortheilen versehen sich schon mitten im Lager befindet, und selbst durch Preussische Kugeln Preußen tödtet; der König, der in diesen schrecklichen Augenblicken seinen Keith fallen sieht, alle seine vornehmsten Feldherren verliert, und nun sich ganz allein überlassen durch die Kraft seines Geistes die zweckmäßigsten Maaßregeln ergreift, das Chaos seines Heeres im verworrensten Schlachtgedränge mitten unter Blut und Tod zur Harmonie umschafft, fünf Stunden lang kämpft, und sich mit großer Ordnung zurückzieht; der in dieser verzweifelten Lage ohne Kanonen, ohne

Munition und Bagage dem Feind noch Furcht einflößt, und gleich darauf fähig ist, durch den Entsatz entlegener belagerter Festungen seine Niederlage eben so wie einen großen Sieg zu benutzen: ein solcher Fürst erzwingt die Bewunderung aller Nationen und aller Zeitalter.

Nie war Daun behutsamer, als nach einem glücklichen Vorfall. Jetzt bezog er ein unbezwingbares, sehr verschanztes Lager bei Cannewitz, und vernachlässigte alle Maasregeln, dem König zu schaden. Man hätte ihm sagen können, was ein Carthaginienischer General nach der Schlacht bei Cannä zu Hannibal sagte: „Du weißt zu siegen, aber Deinen Sieg zu benutzen, das weißt Du nicht.“ So auch Oesterreichs Feldherr, den seine Anhänger höchst unpassend mit dem großen Römer Fabius verglichen. Friedrich aber benutzte diese kostbare Zeit mit desto größerm Eifer, verschaffte sich in der Geschwindigkeit theils aus Dresden, theils von der Heinrichschen Armee die fehlenden Kriegsbedürfnisse und Proviant, gab Befehl zu neuen Transporten, zog eine Verstärkung von 6000 Mann an sich, die ihm der Prinz Heinrich zusandte, und rüstete sich, nach Schlessien zu marschiren. Er sagte: „Daun hat uns aus dem Schach gelassen; das Spiel ist nicht verloren; wir wollen uns einige Tage erholen, und alsdann aufbrechen, Meisse zu befreien.“ Es waren aber noch manche Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Das Lager war voller Kranken, und in Bauken befanden sich alle in der Schlacht verwundete Preußen. Diese mußten erst fortgebracht, für die Bäckerei gesorgt, das nöthigste Feldgeräth angeschafft, Sachsen gedeckt, und der Feind, der die Straße nach Schlessien besetzt hielt, durch verstellte Märsche hintergangen werden. Alles wurde glücklich ausgeführt, und den 25ten October, eilf Tage nach der Schlacht, war Friedrich schon im vollen Marsch nach Schlessien, und zwar mit solchen Vortheilen, daß Daun selbst alle Hoffnung aufgab, es verhindern zu können. Allenthalben gingen die Preußen nun angreifend zu Werke, und machten Gefangene. Daun schickte jedoch unter Anführung der Generale Aremberg, Lascy und Laudon starke Corps ab, um wenigstens den Marsch des Königs zu erschweren. Laudon zeigte hiebei seine ganze Thätigkeit. Bald warf er leichte Truppen in Hohlwege, um

die Preußen aufzuhalten; bald kanonirte er sie aus vorthellhaften Stellungen; bald brach er aus Waldungen wie ein Strom hervor, und stürzte auf die marschirenden Feinde. Es war ein täglich erneuertes Treffen, wobei die kämpfenden Parteien beständig vorrückten. Durch alle diese Versuche aber wurde nichts ausgerichtet; bloß einige Preussische Pontons und Bagagewagen wurden erbeutet.

Der Oesterreichische General Harsch setzte indessen, beruhigt durch Dauns Zusicherungen, die Belagerung von Meisse fort, die, wie alle Preussische Festungen, wegen der im Felde nöthigen Truppen nur schwach besetzt war. Die Hoffnung, diesen wichtigen Ort zu erobern, war wegen der Entfernung des Königs, und da sich keine Preussische Armee in der Nähe befand, gleich Anfangs groß. Durch die Schlacht bei Hochkirch schien vollends Meisse in den Augen von ganz Europa so gut wie verloren zu seyn. Doch der geschlagene, von starken Armeen umgebene, und vierzig Meilen entfernte Friedrich kam der bedrängten Festung zu Hülfe, und nach einem dreizehntägigen Marsch traf er den 5ten November drei Meilen von Meisse ein. Mehr bedurfte es nicht, um den Endzweck zu erreichen; denn an eben diesem Tage hob Harsch, obgleich er ansehnlich verstärkt worden war, die Belagerung auf, ließ eine große Menge Munition und Kriegsgeräthe in Stich, und zog sich nach Mähren zurück. Er hatte den Ort seit dem 4ten August berennt, und seit dem 5ten October beschossen; durch die tapfere Gegenwehr der Besatzung aber, die noch beim Abzug der Oesterreicher einen Ausfall that, und 800 Gefangene machte, waren alle Angriffe vereitelt worden.

Auch die bisher von den Oesterreichern blokirte Festung Cosel wurde jetzt befreit, und Schlessien ganz von feindlichen Truppen geräumt. Der Feldzug war nun in dieser Provinz zu Ende; allein in Sachsen, wo Daun mit der großen Armee zurückgeblieben, und das nur sehr schwach gedeckt war, hoffte dieser Feldherr noch auf ansehnliche Eroberungen vor Ende des Winters. Ganz Europa erwartete die Früchte des Hochkircher Sieges, wovon sich noch keine Spur zeigte. Es fehlte jedoch nicht an Entwürfen. Dresden, Leipzig und Torgau sollten in der Geschwindigkeit, und zwar zugleich, von ver-

schiedenen Corps weggenommen werden. Dann selbst ging auf die Hauptstadt los, mit dem Entschlus, sich nicht so, wie vorhin, von seinem Vorsatz abbringen zu lassen. Es befand sich nur ein kleines Corps Preußen in Sachsen; allein bei demselben herrschte große Thätigkeit. Der General Zink war dessen eigentlicher Anführer, ob es gleich unter dem scheinbaren Commando älterer Generale stand. Diese wackeren Befehlshaber, Hülsen und Plsenplitz, setzten jedoch hier alle Eiferfucht bei Seite, suchten den wahren Weg zur Ehre in dem Ruhm ihres Volkes, und in der Beförderung von Friedrichs Absichten; sie ehrten den Willen ihres Königs, und huldigten den geßtern Talenten des jüngern Generals. Man nahm die zweckmäßigsten Maaßregeln gegen die so große Uebermacht des Feindes, und verstärkte die Besatzung von Dresden. Der Commandant dieser Residenz, General Schmettau, sah sich nun in die traurige Nothwendigkeit gesetzt, die Vorstädte abbrennen zu lassen, da die Königl. Familie, durch eitle Hoffnungen getäuscht, sich diesmal bei der Gefahr leidend verhielt. Es hieß: man müßte sich in gegenwärtiger bedrängten Lage alles gefallen lassen; auch die Landstände schwiegen stille. Selbst der Magistrat, der sich von der Oesterreichischen Besitznehmung der Stadt die vortheilhaftesten Begriffe machte, und von dem Ende aller Kriegsdrangsalen träumte, begnügte sich jetzt, durch Achselzucken die Aeußerung des Commandanten zu beantworten, und das Schicksal seiner Mitbürger zu beklagen. So sehr hatten sich die Gesinnungen in einigen Monaten geändert, und so groß war die Täuschung! Nun war über die unglücklichen Bewohner der Vorstädte der Stab gebrochen.

Diese Vorstädte waren durch ihre Bauart den schönsten Städten in Europa gleich. Die hier befindlichen weitläufigen, zum Theil ungeheuren Gebäude waren entweder Palläste und Gartenhäuser der Großen und Reichen, oder der Sitz einer Menge Fabrikanten, die hier die Größe der Sächsischen Industrie durch zierliche Arbeiten zeigten. Alle Anstalten wurden zum Brande gemacht. Schmettau wiederholte nochmals seine Vorstellungen; er betheuerte, bei Annäherung des Feindes unfehlbar zu diesem grausamen Mittel zu schreiten, und der Hof — — blieb gleichgültig. Der Feind näherte

sich; die Preußen zogen ihre Vorposten zurück, und nun wurde den 10ten November früh Morgens durch drei Kanonenschüsse das schreckliche Signal zum Brennen gegeben. In allen Zimmern, Kammern oder Räumen eines jeden Gebäudes lagen Haufen brennbarer Materialien mitten unter den schönsten Möbeln, den Kunst- Werkzeugen, und den Manufactur-Producten. Die Einwohner waren entflohen, und nur sehr wenige hatten die ihnen verstattete Frist nutzen können, ihre Habseligkeiten zu retten, da es an Wagen, Pferden und Lastträgern fehlte. Auf diese Art wurden in wenig Stunden 266 Gebäude ein Raub der Flammen. Diese gräßliche Brandscene wurde von Friedrichs Feinden mit zahllosen Zusätzen geschildert, deren Wahrheit den Preussischen Namen geschändet haben würde. Schmettau aber erhielt von dem Magistrat in Dresden ein ehrenvolles Zeugniß seines Betragens, wodurch die ihm angeschuldigten Grausamkeiten völlig widerlegt wurden.

Dann schien über diesen Brand bestürzt zu seyn, und ließ den Commandanten fragen, ob es auf Befehl seines Königs geschehen sey, daß er in der Residenz eines Monarchen eine bisher unter Christen unerhörte That begangen habe, wobei er ihm drohte, für alles verantwortlich zu werden. Schmettau bezog sich auf seine Pflicht, die ihm anvertraute Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und auf die bekannten Kriegsmagazin. Er versicherte dem Feldmarschall so wie vormals, daß er gegen seine ganze Nacht von Straße zu Straße fechten, und sodann unter den Ruinen des königlichen Schlosses sterben würde. Dann machte nun Anstalten, Dresden förmlich zu belagern; allein die üblen Nachrichten aus Schlessen von dem Entsatz von Meisse, von dem Rückzug der Kaiserlichen Armee nach Mähren, und von dem neuen Marsch Friedrichs nach Sachsen, vereitelte abermals seinen Plan; er zog ab. Die Entwürfe auf Torgau und Leipzig liefen eben so unglücklich ab. Beide Städte wurden fast zu gleicher Zeit von den Preussischen Generalen Dohna und Wedel entsezt. Nichts blieb nun den Kaiserlichen und Reichs-Truppen übrig, als nach Böhmen zu marschiren; selbst das eroberte Fort Sonnenstein wurde wieder verlassen. So wie der Prinz Soubise nach dem Treffen bei

Lutterberg das *Te Deum* singen ließ, und dann über den Rhein zurückging, so zogen sich auch die Oesterreicher nach dem Siege bei Hochkirch in ihre Länder zurück, ohne in dem ganzen Feldzug einen Fuß breit Landes erobert zu haben. Dann bemühte sich, seine Armeen in ihren Winterquartieren so zu vertheilen, daß daraus eine ungeheure Truppenkette entstand, dergleichen noch nie in Deutschland, ja noch nie in Europa gezogen worden war. Mehr als 300,000 Soldaten formirten diesen gewaltigen Cordon, der sich vom Riesengebirge bis zu den Alpen erstreckte; er ging durch Oesterreicher formirt längs den Gränzen von Schlesien und Sachsen, die Reichsvölker setzten ihn durch Thüringen und Franken fort, und schlossen sich sodann an die Französischen Armeen an, die längs dem Main und dem Rhein posirt waren, und die Ufer dieses großen Flusses bis an die Gränzen der Schweiz commandirten.

Die Russen, die nach der Schlacht bei Zorndorf durch den Abmarsch des Königs wieder etwas Freiheit bekamen, ihre Operationen fortzusetzen, beschloßen jetzt, Colberg zu belagern, um einen Waffenplatz und ein Haupt-Magazin in den innern Preussischen Provinzen zu haben. Der Hafen dieser Stadt zeigte ihnen wegen der Zufuhr die größten Vortheile, und die sehr schwache Garnison eine leichte Eroberung. Das Schicksal von Pommern hing nun von 700 Mann Land-Miliz, einigen Invaliden, und funfzehn Artilleristen ab, die unter dem Befehl eines invaliden Majors die Besatzung von Colberg ausmachten. Dieser Commandant, Namens Heyden, gehörte aber nicht zu der gemeinen Klasse von Kriegern. Er machte die besten Anstalten zur Vertheidigung, und zeigte dabei den größten Muth, viel Kriegskennniß und eine seltene Entschlossenheit. Der General Palmbach belagerte die Festung mit 10,000 Russen, demächtigte sich des Hafens, und in fünf Tagen war auch der bedeckte Weg bereits in seinen Händen. Die Eroberung schien nun gewiß zu seyn, allein die Tapferkeit des Commandanten, der Muth seiner Soldaten und seiner braven bewaffneten Bürger, die wie alte Krieger fochten, setzten allen weitem Fortschritten ein Ziel. Ein großer Nachtheil für die Belagerten waren die Vorstädte, deren Häuser den Russen zum Schirm dienten;

Heyden wollte sie nicht abbrennen, um die Bürger zu schonen, auf deren Weisand er bei seiner schwachen Besatzung vorzüglich rechnen mußte. Diese im Scheibenschleßen geübten Bürger kamen nicht von den Wällen, und schossen alles todt, was sich vom Feinde blicken ließ, und ihre Kugeln nur erreichen konnten. Der General Palmbach war über diese Bürger-Vertheidigung sehr aufgebracht; er ließ sich aber besänftigen, als er hörte, daß ein jeder Bürger die Vertheidigung der Festung in seinem Bürgereide angeloben mußte.

Es ereignete sich bei dieser Belagerung ein höchst sonderbarer Vorfall. Palmbach erhielt am sechsten Tage den ganz unerwarteten Befehl, sie aufzuheben. Es geschah sofort; allein er war nur anderthalb Meilen weit zurückmarschirt, als ein neuer Befehl kam, wieder umzukehren, und die Belagerung aufs eifrigste fortzusetzen. Heyden, dem dieser Rückzug bedenklich geschienen, hatte sich aus Vorsicht nicht übereilt, die Thore zu öffnen, um die Laufgräben so wie gewöhnlich zuwerfen zu lassen, wozu bei einem wirklichen Abmarsch immer noch Zeit war, daher die am folgenden Tage zurückkehrenden Russen alles fanden, wie sie es gelassen hatten. Die Aufforderung zur Uebergabe wurde erneuert. Der Commandant antwortete, er habe nicht die geringste Ursache sich zu ergeben, da die Festungswerke noch in dem besten Zustande wären, wobei er hinzufügte, man würde ihn durch Feuer so wenig zwingen, als man Custrin dadurch erobert hätte. Um diesen guten Zustand der Festung zu beweisen, befahl Heyden, daß der auffordernde Russische Officier mit unverbundenen Augen durch alle Werke geführt werden sollte. Er machte nun die zweckmäßigsten Anstalten zur weitem Vertheidigung. In Ermangelung der Artilleristen wurden 120 Mann von der Miliz Tag und Nacht geübt, das Geschütz zu bedienen; man versetzte sie aufs beste; das Essen wurde ihnen täglich gekocht, und auf die Batterien gebracht. Ueberhaupt erhielt die Besatzung nebst dem Brod auch Fleisch, Speck und Gemüse, wovon man einen guten Vorrath gesammelt hatte; eine Anstalt, die nicht wenig diente, den Muth der Soldaten zu beleben, und sie gesund und bei gutem Willen zu erhalten.

Die Belagerer wurden beständig von ihrer Haupt-Armeer verstärkt, und erneuerten dann ihre Angriffe mit frischen Truppen.

Truppen. Am funfzehnten Belagerungstage geschah abermals eine Aufforderung, wofin der Commandant erinnert wurde, das Elend der Einwohner zu bedenken, wenn die Stadt mit Sturm überginge. Es hieß: er sey durch seine Lage und tapfere Gegenwehr bei einer so schwachen Besatzung, zumal da kein Entsatz zu hoffen, vor Gott, vor dem Könige, und vor der Welt gerechtfertigt. Heyden antwortete, wenn es auf ihn ankäme, würde er gewiß nach Möglichkeit Blut schonen; als ein Officier aber müßte er, seiner Pflicht eingedenk, das äußerste abwarten. Der Sturm unterblieb jedoch; desto eifriger aber wurde das Bombardement fortgesetzt; man warf Bomben und Granaten, und da diese anfangen zu mangeln, auch Steine in die Stadt. Endlich kam die Nachricht von dem Anzuge eines Preussischen Corps ins Russische Lager, da dann die neun und zwanzig Tage lang gedauerte Belagerung sogleich aufgehoben wurde. Nach diesem mißlungenen Versuch räumten die Russen ganz Pommern und Brandenburg, und gingen theils nach Polen, theils nach Preußen in die Winterquartiere. Der Preussische General Dohna bekam dadurch Gelegenheit mit seiner Armee nach Sachsen zu marschiren, und Leipzig zu entsetzen, das der Herzog von Zweibrücken mit den Reichs-Truppen belagert hatte, jetzt aber eilig verließ und nach Hause zog; auch der Kaiserliche General Haddick zog sich geschwind in die Reichs-Länder, nachdem der aus Pommern kommende General Wedel ansehnliche Vortheile über ihn errungen hatte. Der König, der nach dem Entsatz von Reisse wieder nach Sachsen gekommen war, ging nun abermals, nachdem er die Festungswerke von Sonnenstein schleifen lassen, nach Schlessen zurück, woselbst er seine Haupt-Armee in die Winterquartiere verlegte, und das feynige in Breslau nahm.

Die Operationen der Schweden waren in diesem Feldzuge eben so unbedeutend, wie in dem vorigen, obgleich sie mit 5600 Mann Infanterie und 2000 Reitern verstärkt wurden, und Frankreich die bestimmten Subsidiën, nämlich 200,000 Reichsthaler ordentliche, und 400,000 Reichsthaler außerordentliche Hülfsgelder richtig bezahlt hatte. Sie begnügten sich, die von Truppen entblößten Preussischen Districte zu brandschätzen und zu plündern, und wenn es hier an Sub-

stienz fehlte, so mußte Mecklenburg anhelfen, wo die Schweden starke Commandos hinschickten, um hier in dieser mitverbündeten Provinz, so wie in einem feindlichen Lande, Getreide-Lieferungen zu erpressen, die sie jedoch zu bezahlen versprachen.

Im August ging auch der Allianz-Tractat zwischen Schweden und Rußland zu Ende. Man erneuerte ihn ohne Abänderung auf zwölf Jahre. Die Kriegs-Operationen dieser Hülfsvölker aber blieben immer die nämlichen. Die Unthätigkeit ihrer Soldaten im Felde, und die damit verknüpfte Schande machten sie in den Augen der Bundesgenossen, der Feinde, ja bei ihren eigenen Landsleuten verächtlich. Die eigentlichen Ursachen dieser Unthätigkeit, die bereits oben erklärt sind, waren nur sehr wenigen bekannt. Man spottete dieser unmächtigen Krieger eben so sehr in Stockholm als in Wien und Berlin. Dies veranlaßte bei ihnen nach und nach eine größere Theilnahme am Kriege. Sie verleugneten nun ganz den seit Jahrhunderten behaupteten Character eines großmüthigen Feindes, und entehrten ihren martialischen Geist durch niedrige Handlungen. Sobald die Preußen sich ein wenig entfernten, so überließen sie sich dem zügellosen Plündern, und allen ersinnlichen Ausschweifungen. Das Brennen und Morden wehrloser Bürger ausgenommen, gaben sie jetzt bei ihren Verheerungen selbst den Kosaken nicht viel nach. Die Städte und Dörfer, wo sie hinkamen, wurden bis auf den Grund ausgeleert. Kein Mundbissen und keine Klaue wurde den unglücklichen Einwohnern übrig gelassen; selbst die Saat in dem Schooß der Erde wurde vernichtet. Kein Nationalhaß vermochte sie zu diesen Grausamkeiten; vielmehr waren sie anfangs mit der Politik ihrer Regierung sehr unzufrieden, und der Preussischen Sache geneigt; allein die Lust zum Raube stellte sich bald bei ihnen ein. Diese stählte ihre Herzen gegen fremdes Elend; hiezu kamen die Macht der Gewohnheit und die allgemein angenommenen Soldaten-Grundsätze, die im Kriege die Menschen verhärteten und zu Tigern machen. Daher sah man diese Schweden, die täglich in geschlossenen militairischen Kreisen zu Gott beteten, ihre Andachtszirkel verlassen, um zu Verbrechen zu eilen, nach deren Vollendung sie sodann das Gebetbuch wieder ergriffen.

Die Einnahme von Berlin war der große Entwurf der Schweden im October, da Brandenburg so sehr von Truppen entblößt war; auch befanden sie sich nur noch fünf Meilen von dieser Residenz, als Wedel mit seinem Corps vorrückte, und sie zurücktrieb. Die Preußen ließen nicht eher nach, als bis sie den Feind unter die Kanonen von Stralsund verwiesen hatten. Fehrbellin in der Mark war die einzige Stadt, die sie auf der Flucht stark besetzten, um ihren Rücken zu decken; allein dieser Ort, den Schweden wegen einer großen hier vor hundert Jahren unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm erlittenen Niederlage so denkwürdig, wurde ohne Verzug von den Preußen angegriffen, mit Sturm eingenommen, und die Besatzung theils niedergehauen, theils zu Gefangenen gemacht.

Nunmehr hatte allenthalben der Feldzug ein Ende. Der im October geschlagene Friedrich war jetzt Meister von der Elbe und der Oder. In dem kleinen Zeitraum von sieben Wochen war er aus Sachsen nach Schlessen, dann wieder nach Sachsen zurück, und nun abermals nach Schlessen marschirt. Dabei waren in dieser kurzen Zeit Meisse, Cosel, Dresden, Leipzig, Torgau und Colberg befreit worden. Waren diese Operationen den Laien in der Tactik erstaunenswürdig, so waren sie es den Kriegern noch weit mehr, die die Schwierigkeiten der fortdauernden Bewegungen großer Armeen in ihrem ganzen Umfang kannten. Die Oesterreicher machten nun in Böhmen und Mähren neue Plane zum künftigen Angriff; die Russen in Preußen und Polen dachten auf Füllung ihrer Magazine; die Reichs-Truppen auf die Ruhe in ihren Winterquartieren im Mittelpunkte Deutschlands; und die Schweden, die sogar ihr eigenthümliches Pommern in Preussischen Händen sahen, waren jetzt für ihre eigne Sicherheit unter den Kanonen von Stralsund besorgt.